



Angekommen am späten Ziel seiner politischen Träume: Joe Biden legt am 20. Januar 2021 den feierlichen Amtseid ab. Die imposante Bibel, auf die er schwört, ist ein 127 Jahre altes Familienerbstück.

MAXIMILIAN LUTZ

JOE BIDEN

Ein Katholik im Weißen Haus

Ein Porträt

benno

Inhalt

Prolog	6
I. Von Kennedy zu Biden – Warum 2020 nicht 1960 ist	11
II. Kindheit und Jugend – Wo der Glaube Wurzeln schlug	29
III. Vom Verlust gezeichnet – Schicksalsschläge in Bidens Leben	40
IV. Geteiltes Leid – Der Tröster Joe Biden	58
V. Biden und Franziskus – Brüder im Geiste	69
VI. Bidens Gesellschaftspolitik – Auf Konfrontationskurs mit den Bischöfen	85
VII. Prominente Katholiken in Bidens Umfeld.....	99
Joe Bidens Papst: Johannes XXIII.	99
Bidens geistlicher Beistand: Leo O'Donovan	102
Lobbyarbeit für Biden: Simone Campbell	105
Verbündeter in Washington: Kardinal Wilton Gregory.....	109
VIII. Kraftquelle und Leitfaden – Wie Biden seinen Glauben als Politiker zeigt	113
Epilog	125

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem
Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-5916-1

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Umschlagmotiv: © picture alliance/newscom/Kevin Dietsch
Gesamtherstellung: Kontext, Dresden (A)

Prolog

Dass dieser Sonntagsgottesdienst ein ganz besonderer werden würde, erfährt Pater Kevin Gillespie zwei Stunden vor Beginn. Nur wenige in der Gemeinde sind eingeweiht, als eine Stunde später ein Team von zehn Mitarbeitern des Secret Service das neokoloniale Kirchengebäude mit der makellosen weißen Fassade durchsucht. Eine protokollgemäße Sicherheitsmaßnahme. Es ist der 24. Januar 2021. Joseph Robinette Biden Jr. ist seit vier Tagen neuer Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Für seine erste Sonntagsmesse als höchster Repräsentant des Staates hat er sich die von Jesuiten geführte Heilige Dreifaltigkeitskirche, die „Holy Trinity Church“, im noblen Washingtoner Viertel Georgetown ausgesucht.

Biden kommt in Begleitung seines Sohnes Hunter und seiner Enkelinnen Maisy und Finnegan. Sie nehmen im hinteren Teil der Kirche Platz. Als der Pfarrer, der den Gottesdienst feiert, den Präsidenten begrüßt, applaudieren die versammelten Gläubigen. Ansonsten folgen sie wie gewohnt dem Verlauf der Messe. Der Prediger übt an diesem Sonntag Kritik an der Todesstrafe. Zum Kommunionempfang stellt sich Biden in eine Reihe mit den anderen Gläubigen. Danach kniet er in seiner Kirchenbank. Nachdem die Messe zu Ende ist, richtet Pater Gillespie, seit 2015 der leitende Pfarrer der Heiligen Dreifaltigkeitsgemeinde, kurz das Wort an Biden. „Mr. President, Sie sind hier stets willkommen“, sagt er. Worauf der Präsident antwortet: „Danke, das bedeutet mir sehr viel.“

Die Holy Trinity Church, drei Kilometer vom Weißen Haus entfernt, ist die älteste katholische Kirche in der amerikanischen Hauptstadt Washington. Die Gemeinde wurde bereits im Jahr 1787 unter der Leitung des Jesuiten John Carroll gegründet, der später zum ersten katholischen Erzbischof der USA ernannt

wurde. Und sie gilt als Anziehungspunkt zahlreicher einflussreicher und mächtiger Personen der Washingtoner Politikszene. Holy Trinity war auch die Heimatgemeinde des ersten katholischen US-Präsidenten, John F. Kennedy. Schon vor seiner Zeit als Präsident, später auch im Amt, ging er mit seiner Frau Jacqueline dort ein und aus. Und auch Joe Biden, nach Kennedy der zweite katholische Präsident der USA, besuchte während seiner achtjährigen Amtszeit als Vizepräsident unter Barack Obama regelmäßig Gottesdienste in dieser Gemeinde. Einige seiner Enkel wurden sogar dort gefirmt.

Zu Beginn seiner Präsidentschaft stand noch nicht fest, ob Biden die Dreifaltigkeitsgemeinde für die kommenden vier Jahre als Heimatpfarre auserkoren hat – oder ob er überhaupt eine einzelne Gemeinde wählt. In Anbetracht der historischen Wurzeln der Pfarrei und Bidens persönlicher Verbindung zu ihr kann sich Pater Gillespie aber durchaus vorstellen, dass der Präsident dort nun regelmäßig an den Sonntagsgottesdiensten teilnehmen wird.

Der Besuch der heiligen Messe war von Kindesbeinen an ein wesentlicher Bestandteil im Leben Joe Bidens – und ist dies auch geblieben, als seine politische Karriere Fahrt aufnahm. Auch am Tag seiner Einführung ins Amt des US-Präsidenten, die traditionell am 20. Januar stattfindet, nahm er morgens gemeinsam mit seiner Frau Jill an einem Gottesdienst teil. Die künftige Vizepräsidentin Kamala Harris und zahlreiche weitere hochrangige Kongressabgeordnete waren bei der Messe in der Kathedrale St. Matthew ebenfalls anwesend. Knapp 60 Jahre zuvor, nach dem tragischen Tod Kennedys durch ein Attentat, war dort das Requiem für ihn gefeiert worden.

Drei Stunden später folgte dann das zivilreligiöse Hochamt. Auf den Stufen der Treppe vor der Westfassade des Kapitols, im Hintergrund die mächtige Kuppel des wie ein Tempel anmutenden Gebäudes, leistete Biden den feierlichen Amtseid. Die Bibel, auf die er schwor, ein einzigartiges Exemplar: in Leder gebunden,

mit einem Metallschloss und einem keltischen Kreuz verziert, fast 13 Zentimeter dick und mehrere Kilo schwer. Ein altes Erbstück, das sich seit 127 Jahren in Familienbesitz befindet. Der bekannte TV-Moderator und Satiriker Stephen Colbert, ebenfalls Katholik, hatte Biden schon Wochen zuvor in seiner Sendung gefragt: „Warum ist Ihre Bibel dicker als meine? Steht darin mehr über Jesus als in meiner?“ Daraufhin erklärte Biden, dass sich in jener imposanten Ausgabe der Heiligen Schrift auf zusätzlichen Seiten noch eine Familienchronik befinde, in der jedes wichtige Ereignis im Leben der Familienmitglieder eingetragen werde. Seit 1973 schwor er jedes Mal, wenn er in ein Staatsamt eingeführt wurde, den Eid auf jene imposante Bibel.

Spätestens seit seinem Wahlsieg über Donald Trump im November 2020 ist Joe Biden der wohl bekannteste Katholik der Vereinigten Staaten. Und nicht nur deshalb ein ganz besonderer Repräsentant seines Glaubens. „Ich bin in kultureller wie in theologischer Hinsicht Katholik“, sagt Biden über sich selbst. Es sind einerseits die Traditionen, Bräuche und die seit Kindheitstagen vermittelten Werte, die ihn ein Leben lang am Glauben festhalten ließen. Jenen populären Katholizismus stellt er bei Auftritten wie dem in der Show Stephen Colberts gerne für jeden sichtbar zur Schau. Doch Bidens Glaube geht darüber hinaus. Seinen Rosenkranz trägt er stets am Handgelenk bei sich, in schwierigen Situationen klammert er sich regelrecht an ihn. Sich mit Theologie auseinanderzusetzen, nannte er einmal seine „Nebenbeschäftigung“. Insbesondere die Auftritte Bidens rund um die US-Wahl waren von zahlreichen Bezügen zu seinem katholischen Glauben geprägt. So bezog er sich, nach dem Schwur auf die Bibel, in seiner Antrittsrede auf den heiligen Augustinus, einen der großen Kirchenlehrer. Dieser, so Biden, habe geschrieben, dass ein Volk der Zusammenschluss einer Vielzahl von Menschen sei, geeint durch die Übereinstimmung in den Dingen, die ihnen lieb sind. „Was sind die gemeinsamen Dinge,

die wir lieben und die uns als Amerikaner ausmachen?“, fragte Biden. Für ihn seien es Sicherheit, Freiheit, Würde, Respekt und Wahrheit.

Mitte Dezember, nachdem sein Wahlsieg offiziell zertifiziert worden war, zitierte er in einer Ansprache ein Friedensgebet, das dem heiligen Franz von Assisi zugeschrieben wird: Biden bat darum, „dass uns dieser Moment die Stärke verleihen wird, unser Haus neu zu errichten auf einem Felsen, der nie fortgespült werden kann. Wie im Gebet des heiligen Franziskus, „dass ich verbinde, wo Streit ist, dass ich Glauben bringe, wo Zweifel droht, dass ich Licht entzünde, wo Finsternis regiert“.

Selten zuvor hat ein amerikanischer Präsidentschaftskandidat seine Religiosität derart offen zur Schau gestellt, wie es Biden im Wahlkampf tat. Es ist eine Religiosität, die eher geprägt ist von seiner Erziehung im fürsorglichen Umfeld der Ordensschwester als von Weisungen hochrangiger Amtsträger im Bischofs- oder Kardinalshabit. Eine Religiosität, die Entscheidungen beeinflusst, diese aber nicht diktiert. Eine Religiosität, in die sich immer wieder auch Phasen des Zweifels mischten. Eine Religiosität, die bei vielen amerikanischen Katholiken und auch Andersgläubigen Anklang findet. Eine Religiosität, die von vielen aber auch kritisch bewertet wird.

In einer Zeit der politischen Polarisierung, in der auch die amerikanischen Katholiken untereinander um die zukünftige Ausrichtung ihrer Kirche ringen, steht Biden im Mittelpunkt der Gefechte. Nach außen hin wird er zwar als progressiv wahrgenommen, jedoch hat der Glaube in seinem Leben eine derart prägende Rolle gespielt – in Zeiten des Triumphs wie in Zeiten der Trauer –, dass sich Joe Biden dem üblichen Lagerdenken entzieht.

Seine lange politische Laufbahn verschaffte Biden bislang die Gelegenheit, drei Päpste zu treffen: Franziskus, Benedikt XVI. und auch Johannes Paul II. Zwischen dem polnischen Papst und Biden ist eine besondere Begegnung aus dem Frühjahr 1980

überliefert. Biden war damals 37 Jahre alt und steckte noch in der Anfangsphase seiner Karriere als Senator, als er Johannes Paul II. in dessen Privatbibliothek zu einem 45-minütigen Gespräch traf. Es soll eines der längsten gewesen sein, das der Papst seit Beginn seiner Amtszeit im Oktober 1978 geführt hatte.

Biden, damals im Senat schon für außenpolitische Fragen zuständig, und Johannes Paul II. sprachen ausführlich über eine Vielzahl von Themen: die politische Lage in Osteuropa, die Rolle Amerikas in den Konflikten auf dem europäischen Kontinent, die Ausbreitung des Kommunismus in Lateinamerika. Es heißt, der Papst habe alle Versuche seiner Mitarbeiter unterbunden, die Unterhaltung vorzeitig zu beenden. Biden zufolge zog er seinen Stuhl sogar um den Schreibtisch herum, um dem jungen Senator beim Gespräch näher sein zu können. Und er habe ihn ständig wegen seines jugendlichen Alters aufgezo-

gen. Mochte der Austausch auch noch so vertraut und intensiv sein: Eine Sache gab es, die Joe Biden nicht tat. Er küsste nicht den Ring des Papstes, obwohl dies eine übliche Geste der Ehrerbietung gegenüber dem Pontifex war. Die Begründung für diesen Verzicht liegt in der wechselvollen Geschichte, auf die Katholiken in Amerika bis dato zurückblickten. Eine Geschichte, die einen Katholiken im Amt des US-Präsidenten lange wie eine Utopie erscheinen ließ.

I. Von Kennedy zu Biden – Warum 2020 nicht 1960 ist

Es war nicht sein Anstand, nicht seine Zuversicht. Nicht seine wunderschöne Frau. Auch waren es nicht seine nahezu perfekt geratenen Kinder. Es war nicht seine Jugend. Nicht der Tatendrang, den er verströmte. Und es waren auch nicht seine neuartigen Ideen. Was Joe Biden schon als 19-Jährigen an John Fitzgerald Kennedy so sehr faszinierte, so schildert er in seiner Autobiografie „Promises to keep“, war, wie sehr die Vorstellungen, die der neue US-Präsident 1961 in seiner Rede zur Amtseinführung skizzierte, zu den Lektionen aus Bidens eigener Kindheit zu passen schienen. Es sei die Pflicht eines jeden Amerikaners, so Kennedy, sich für sein Land einzusetzen. Mit Bezug auf den Allmächtigen schloss er seine Rede: „Mit einem reinen Gewissen als einzig sicherem Lohn, mit der Geschichte als endgültigem Richter unserer Taten wollen wir voranschreiten und das Land führen, das wir lieben, mit der Bitte um Seinen Segen und Seine Hilfe, jedoch in dem Wissen, dass hier auf Erden Gottes Werk wahrhaftig unser eigenes sein muss.“

Dabei gibt Biden selbst zu, dass die Kennedys, noch heute der wohl berühmteste politische Clan der USA, nicht viel gemeinsam hatten mit den Bidens. Von der irischen Abstammung einmal abgesehen. „Kennedys Vater war einer der reichsten und bekanntesten Männer des Landes“, schreibt Biden in seinen 2007 erschienenen Memoiren. Bidens Vater wiederum war zunächst zwar in den Genuss eines luxuriösen, von finanziellen Sorgen freien Lebens gekommen. Mehrere berufliche Misserfolge zwangen ihn jedoch später, die Familie mit mehrfach wechselnden Gelegenheitsjobs über Wasser zu halten.

Auch ihren katholischen Glauben praktizierten John F. Kennedy

und Joe Biden in ihrem Leben nicht auf dieselbe Art und Weise. Ein Grund dafür war nicht zuletzt das gesellschaftliche Klima, das die bis heute einzigen katholischen Präsidenten zum Zeitpunkt ihrer Kandidatur vorfanden. Das hätte unterschiedlicher kaum sein können.

Exakt 60 Jahre liegen zwischen dem Wahlsieg Bidens und dem Triumph Kennedys im Jahr 1960. Letzterer feierte einen äußerst knappen Erfolg gegen seinen republikanischen Kontrahenten Richard Nixon, der damals das Amt des Vizepräsidenten innehatte. Zwar konnte Kennedy 303 der für den Sieg entscheidenden Wahlmännerstimmen auf sich vereinen, Nixon dagegen 219. Von den insgesamt knapp 69 Millionen abgegebenen Stimmen trennten die beiden Kandidaten jedoch nur 110.000 und damit 0,17 Prozent. Kennedys Sieg galt alles andere als selbstverständlich, auch unter Anhängern der Demokratischen Partei. Einen Grund dafür stellte nicht zuletzt die Tatsache dar, dass Kennedy Katholik war. Auch wenn er seinen Glauben im Wahlkampf bewusst nicht allzu sehr in den Vordergrund gerückt hatte. Die Skepsis gegenüber einem Katholiken war damals im protestantisch geprägten Amerika groß. Der Kirchenhistoriker und Theologieprofessor Massimo Faggioli beschreibt die Situation in seinem jüngsten Buch „Joe Biden and Catholicism in the United States“ folgendermaßen: „Bis Mitte des 20. Jahrhunderts herrschten in Amerika deutliche antikatholische Vorurteile, eine Aura des Misstrauens umgab diejenigen, die sich in der katholischen Subkultur verorteten.“

Woher stammten diese Vorurteile? Sie lagen zunächst einmal in religiösen Differenzen begründet. Vor allem Protestanten waren überhaupt erst auf den amerikanischen Kontinent eingewandert, um der religiösen Verfolgung in ihren europäischen Heimatländern zu entkommen. Die von ihnen gelebte Ausrichtung des christlichen Glaubens betrachteten sie als die von Gott gewollte und zweifelten gleichzeitig an der Rechtgläubigkeit der Katholiken, von denen sie sich nach der Reformation bewusst

abzusetzen versuchten. Von Anfang an waren Protestanten in der Neuen Welt zahlenmäßig deutlich überlegen. Schätzungen zufolge lebten vor der amerikanischen Unabhängigkeit im Jahr 1783 nur etwa 25.000 Katholiken in den Kolonien – bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 4,5 Millionen. Eingewandert waren sie bereits seit dem 16. Jahrhundert aus Spanien, seit dem 17. Jahrhundert vorwiegend aus England, Irland und Frankreich. Einen deutlichen Schub erhielten die Ressentiments gegenüber Katholiken im Zuge einer Welle von Millionen katholischer Einwanderer aus Irland und Deutschland zwischen 1830 und 1860. Ganz überwiegend aus der Unterschicht stammend, wiesen die Neuankömmlinge massive soziale und kulturelle Differenzen zur etablierten protestantischen Mehrheitsgesellschaft auf, die man heute unter dem Begriff der „White Anglo-Saxon Protestants“ (WASPs) zusammenfasst. Vor allem die Iren dominierten jedoch schon bald den US-Katholizismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Dabei prägten sie eine äußerst romtreue Form der Frömmigkeit und der Glaubensdisziplin. Diese widersprach den amerikanischen Idealen von Freiheit, freier Marktwirtschaft und dem Streben nach persönlichem Aufstieg – Ideale, die wiederum eng verknüpft waren mit der protestantischen Spiritualität. Dem Geist des Gehorsams gegenüber einer als hierarchisch und zutiefst autoritär empfundenen katholischen Kirchenstruktur begegneten viele Protestanten mit Skepsis bis hin zu heftiger Ablehnung. Ungeachtet des schwierigen Klimas für Katholiken zu jener Zeit stieg deren Zahl bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sprunghaft an. Hohe Geburtenraten und ein kontinuierlicher Zustrom von Einwanderern – neben Irland und Deutschland kamen sie auch aus England und den Niederlanden – sorgten dafür, dass um das Jahr 1900 bereits zwölf Millionen Katholiken in den USA lebten. Damit stellten sie knapp ein Sechstel der Gesamtbevölkerung. Der Anteil der Katholiken stieg auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weiter dank einer neuen Welle von Einwanderern, überwiegend aus Italien, Polen und osteuropäischen

Ländern, zunehmend aber auch aus dem südlichen Nachbarland Mexiko. Um 1950 lebten etwa 35 Millionen Katholiken im Land. Somit gehörten gut 25 Prozent der Gesamtbevölkerung zur katholischen Konfession – ein Spitzenwert, der in den darauffolgenden Jahren kaum noch übertroffen werden sollte, auch wenn die absolute Zahl von Katholiken weiter zunahm.

Die Vorurteile gegenüber Katholiken, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein existierten, erscheinen aus heutiger Perspektive absurd. So wurde Kennedy als „Erfüllungsgehilfe des Vatikans“ diffamiert, und man behauptete, er werde sich als Präsident zuallererst dem Papst verpflichtet fühlen, nicht der amerikanischen Verfassung. Und wenn er erst einmal gewählt sei, so kursierte damals die Befürchtung, werde Kennedy vom Weißen Haus aus einen Tunnel unter dem Atlantik bis zum Vatikan graben lassen, um direkt Befehle aus Rom erhalten zu können. Dabei hätte ein Blick auf die Realität die Vorbehalte gegen die wachsende katholische Minderheit im Land schnell entkräftet. Denn der Vatikan selbst wusste in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg nicht so recht, wie man mit den Glaubensgeschwistern jenseits des großen Teichs umgehen sollte. Dass sich die Katholiken in den USA mehr und mehr dem religiösen und gesellschaftlichen Pluralismus im Land öffneten, nahm man in Rom durchaus mit Unbehagen wahr.

Auch der Vorstellung, einen Katholiken im höchsten politischen Amt der Weltmacht Amerika vorzufinden, begegnete die geistliche Führungsriege im Vatikan zunächst mit einer gewissen Skepsis. Wie der Kirchenhistoriker Faggioli betont, sei es erst das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) gewesen, das zu einer allmählichen „Versöhnung zwischen Katholizismus und konstitutioneller Demokratie“ beitrug. Erst im Jahr 1984 nahmen der Vatikan und die USA dann diplomatische Beziehungen auf höchster Ebene auf, in die Wege geleitet von Papst Johannes Paul II. (1978–2005) und dem republikanischen Präsidenten Ronald Reagan (1981–1989).

Und dennoch: Die antikatholischen Vorurteile hielten sich hartnäckig im Wahlkampf des Jahres 1960. Was maßgeblich daran lag, dass von protestantischer Seite regelrechte Kampagnen gegen den demokratischen Bewerber Kennedy lanciert wurden. Zwei Namen stachen dabei besonders heraus: Billy Graham und Norman Vincent Peale. Graham, schon damals der wohl bekannteste evangelikale US-Pastor und einer der einflussreichsten Prediger des 20. Jahrhunderts, versuchte im Vorfeld der Wahl unter seinen Hunderttausenden von Anhängern Bedenken gegenüber Kennedy zu streuen. Mit Kennedys politischem Gegner Nixon stand er dabei stets in engem Kontakt. Noch lautstärker allerdings zog der populäre protestantische Pastor und Buchautor Peale für Nixon ins Feld. Am 6. September 1960 erklärte er bei einer Konferenz vor gut 150 protestantischen Führungsfiguren: „Unsere amerikanische Kultur steht auf dem Spiel. Ich sage nicht, dass sie nicht überleben wird, aber sie wird nicht wieder das sein, was sie einmal war.“ Im Anschluss verabschiedete man eine Resolution, die mit dem Fazit schloss, dass ein Katholik nicht für das Amt des US-Präsidenten qualifiziert sei. Peale, quasi der Anführer der damaligen antikatholischen Kampagnen zugunsten des Protestanten Nixon, wurde übrigens von einem anderen zukünftigen Präsidenten als einflussreiche Quelle der spirituellen Inspiration genannt: Donald Trump. Dessen Eltern waren glühende Anhänger der Philosophie Peales und nahmen ihren Sohn schon in jungen Jahren mit, um dessen Predigten zu hören.

Auch wenn sich Kennedy lange dagegen sträubte, seinen persönlichen Glauben zum bestimmenden Wahlkampfthema zu machen: Er und seine Berater waren sich der Gefahr durchaus bewusst, die von den grassierenden antikatholischen Ressentiments ausging. Nur allzu präsent war in den Köpfen des Kennedy-Lagers noch das Scheitern von Alfred Smith im Jahr 1928, dem ersten katholischen Präsidentschaftsbewerber überhaupt. Smith, damals Gouverneur des Bundesstaates New York,

hatte schon drei Jahrzehnte vor der Ära Kennedy geglaubt, die amerikanische Bevölkerung hätte ihre Vorurteile gegenüber Katholiken überwunden. In der Retrospektive ein beinahe naiver Standpunkt, waren Katholiken Anfang des 20. Jahrhunderts sogar noch weitaus schlimmerer Diffamierung ausgesetzt als zu Zeiten Kennedys. Smith unterlag seinem Kontrahenten, dem Republikaner Herbert Hoover, deutlich: Er gewann nur acht der damals 48 Bundesstaaten, darunter nicht einmal seinen Heimatstaat New York.

Um ein ähnliches Szenario abzuwenden, entschied sich Kennedy schließlich zum Gang in die Offensive: Am 12. September sprach er in der texanischen Stadt Houston vor einer Gruppe einflussreicher protestantischer Pastoren über seinen katholischen Glauben. „Ich bin nicht der katholische Präsidentschaftskandidat. Ich bin der Präsidentschaftskandidat der Demokratischen Partei, der zufälligerweise auch Katholik ist“, erklärte er den 300 Zuhörern im Houston Rice Hotel und den rund einer Million Zuschauern vor den Fernsehbildschirmen. Er glaube an ein Amerika, in dem die Trennung von Kirche und Staat absolut sei und in dem niemandem aufgrund seines Glaubens ein öffentliches Amt verweigert werde. Unter Historikern gilt jene Rede in Houston als Wendepunkt im Wahlkampf Kennedys. Zwei Monate später gewann er die Wahl. Etwa 38 Prozent der protestantischen Wähler stimmten für Kennedy und knapp 80 Prozent der Katholiken. Doch stieß er unter seinen Glaubensgeschwistern nicht nur auf Zustimmung. Insbesondere führende katholische Medien und Amtsträger hielten sich mit einer allzu deutlichen Parteinahme für Kennedy zurück.

Viele Geistliche nahmen es mit gemischten Gefühlen auf, dass Kennedy seinen Glauben im Wahlkampf derart privatisiert hatte. Und so bewahrten sie vor der Abstimmung weitestgehend Neutralität gegenüber den beiden Kandidaten. Aus der Reihe tanzte Kardinal Francis Spellman, damals Erzbischof von New York: Er unterstützte offen Richard Nixon, unter anderem, da

Kennedy sich dagegen ausgesprochen hatte, einen amerikanischen Botschafter für den Vatikan zu ernennen.

Auch die katholische Öffentlichkeit hatte Kennedy nicht ausnahmslos hinter sich, was sich dann auch am Wahlverhalten zeigte. Teile der katholischen Rechten sahen in Kennedy ein intellektuelles Leichtgewicht und äußerten Bedenken aufgrund dessen vermeintlich linksliberaler Gesinnung. Sie fürchteten, unter einem Präsidenten Kennedy werde es zu einer Stärkung des Wohlfahrtsstaats, der Gewerkschaften und einer zunehmenden Säkularisierung kommen. Und nicht zuletzt warfen sie ihm vor, nicht entschlossen genug gegen die wahrgenommene Bedrohung durch den Kommunismus vorzugehen.

Katholiken im linken Spektrum wiederum stellten Kennedys linksliberale Positionen infrage. Sie sahen in ihm keinen überzeugenden Verbündeten, der sich für Themen wie Bürgerrechte, Armutsbekämpfung und Abrüstung starkmachen würde. Stattdessen setzten sie eher auf den ehemaligen demokratischen Präsidentschaftskandidaten Adlai Stevenson als Führungsfigur – oder auf die Ex-First Lady und US-Botschafterin bei den Vereinten Nationen, Eleanor Roosevelt.

Eine steile politische Karriere wurde Kennedy förmlich in die Wiege gelegt. Am 29. Mai 1917 wurde er in Brookline im Bundesstaat Massachusetts als zweitältester Sohn von Joseph P. und Rose Fitzgerald Kennedy geboren. Sein Vater verdiente als Inhaber eines Investment-Unternehmens Millionen, seine Mutter entstammte einer reichen Politikerfamilie. Anders als Joe Biden, der nie eine der amerikanischen Elite-Universitäten besuchte, studierte Kennedy in Harvard Politikwissenschaften. So wie später Biden zog er mit kaum 30 Jahren in den US-Kongress ein, als Abgeordneter für die Stadt Boston.

Kennedys Verhältnis zu seinem katholischen Glauben war indes ein ambivalentes. „Er war sicherlich praktizierender Katholik. Ob er die Lehre der katholischen Kirche in allen Einzelheiten auch persönlich befolgte, ist eine andere Frage“, so der

Politikwissenschaftler Klaus Stüwe gegenüber der katholischen Wochenzeitung „Die Tagespost“. Zwar stammte Kennedy aus einem katholischen Elternhaus und besuchte auch als Präsident regelmäßig Gottesdienste. Äußere Glaubensbekenntnisse ließen jedoch schwer Rückschlüsse auf die innere Einstellung zu, so Stüwe.

Die Kindheit Kennedys war allerdings durchaus vom katholischen Glauben geprägt. Regelmäßig besuchte seine Mutter Rose mit ihm und den acht Geschwistern die heilige Messe, lehrte die Sprösslinge das Beten und sprach über die Bibel. Als die Kinder bereits erwachsen waren, empfahl Rose, zum Stressabbau lieber den Rosenkranz zu beten, anstatt zu Pillen oder Alkohol zu greifen.

In seinem Umgang mit Frauen befolgte Kennedy eindeutig nicht die Lehre der katholischen Kirche. Stattdessen haftete ihm zeitlebens das Image eines Frauenhelden und Schürzenjägers an. Zahlreiche Affären sind belegt oder werden ihm nachgesagt, angeblich soll auch Marilyn Monroe zu seinen Eroberungen zählen. 1953 heiratete er schließlich Jacqueline Bouvier, eine junge, ebenfalls aus wohlhabendem Hause stammende Journalistin. Trotz Kennedys Untreue hielt die Ehe. Aus ihr gingen drei Kinder hervor, das dritte starb jedoch kurz nach der Geburt.

Was zu seinen Lebzeiten öffentlich kaum bekannt war: Kennedy war ein körperliches Wrack. Schon seit seiner Kindheit wurde er von zahlreichen Krankheiten geplagt, darunter ein Reizdarm, Rückenprobleme, Asthma, extreme Müdigkeit und mehrere Allergien. Zeitlebens musste er ein Korsett tragen, nahm Schmerz- und Schlafmittel, Antibiotika, Antidepressiva und Cortison. Später wurde bei ihm die Addisonsche Krankheit diagnostiziert, eine Unterfunktion der Nebennierenrinde, die das Immunsystem schwächt. „Hätte die Nation gewusst, wie krank John F. Kennedy wirklich ist, wäre er nie Präsident geworden“, schrieb sein Biograf Robert Dallek. Viermal empfing Kennedy die letzte Ölung: 1947, 1954 und 1955 – und ein letztes Mal am 22.

November 1963, ehe er nach jenem berüchtigten Attentat von Dallas an den Folgen seiner Schussverletzungen starb.

Während seiner kurzen Präsidentschaft zeichnete sich Kennedy nicht durch eine Politik aus, die katholische Belange in den Vordergrund stellte. Damit folgte er ganz dem Kurs, den er bereits im Wahlkampf mit seiner Rede in Houston vorgegeben hatte. Er ernannte beispielsweise keinen Botschafter beim Heiligen Stuhl und hielt somit auch die Tür zu offiziellen diplomatischen Beziehungen zum Vatikan geschlossen. Auch folgte er dem Wahlkampfversprechen, katholische Schulen nicht mit staatlichen Geldern zu subventionieren. Einige konservative Katholiken waren zudem enttäuscht, dass er sich nicht dafür einsetzte, ein gesetzliches Abtreibungsverbot zu erwirken. Unterm Strich blieb Kennedy bei den amerikanischen Katholiken dennoch durchaus populär. Für sie war seine Präsidentschaft von ausgeprägtem Symbolcharakter.

Zwei Päpste erlebte John F. Kennedy während seiner knapp dreijährigen Präsidentschaft. Mit Johannes XXIII. (1958–1963) traf er zwar nie persönlich zusammen. Jedoch hatte der Papst maßgeblichen Einfluss darauf, dass es während der Kuba-Krise im Oktober 1962 nicht zu einer Eskalation des Kalten Krieges kam. In einem Brief an Kennedy und den sowjetischen Regierungschef Nikita Chruschtschow erinnerte er die Anführer der zwei Supermächte an ihre moralische Verantwortung, den Frieden zu bewahren.

Auch das von Johannes XXIII. im April 1963 veröffentlichte Lehrschreiben „Pacem in terris“ (Friede auf Erden) prägte Kennedy. „Bemerkenswert“ und „einen Ansporn“ nannte er die Friedenszyklika, in der der Pontifex unter anderem für eine kernwaffenfreie Welt plädierte. „Als Katholik bin ich stolz darauf, als Amerikaner habe ich daraus gelernt“, so der Präsident in einer Rede in Boston.

Johannes XXIII. starb im Juni 1963. Sein Nachfolger, Paul VI., empfing Kennedy am 2. Juli 1963, nur wenige Tage nach dem

Konklave. Die antikatholische Stimmung bei Teilen der amerikanischen Bevölkerung noch im Hinterkopf, verzichtete der Präsident, wie später auch Joe Biden, auf die ansonsten für Katholiken übliche Geste, vor dem Papst niederzuknien und den päpstlichen Ring zu küssen. Stattdessen beließ es Kennedy bei einem Kopfnicken in Richtung des Papstes, und die beiden gaben sich die Hand.

Auf den Tod Kennedys knapp fünf Monate später reagierte Paul VI. mit einer Kondolenzbotschaft, die sogar im amerikanischen Fernsehen übertragen wurde. Darin nannte er Kennedy einen „großen Staatsmann“. Wörtlich erklärte der Papst: „Er war der erste katholische Präsident der Vereinigten Staaten. Wir denken zurück an die Freude, die uns sein Besuch und die Tatsache bereitet haben, in ihm große Weisheit und starke Entschlossenheit zum Wohl der Menschheit erkannt zu haben.“

Fast sechs Jahrzehnte sollten vergehen, ehe sich Joe Biden im Jahr 2020 anschickte, als zweiter katholischer US-Präsident in die Fußstapfen Kennedys zu treten. Das Amerika, das er vorfand, hatte dabei nur noch wenig mit dem der Ära Kennedys gemeinsam. Was war geschehen? Der Katholizismus hatte sich inzwischen zu einer Religion entwickelt, die den anderen christlichen Konfessionen gleichwertig angesehen wurde. Heute leben statistischen Erhebungen zufolge gut 70 Millionen Katholiken in den USA. Damit stellen sie etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Auch zahlreiche hochrangige Staatsämter sind von Katholiken besetzt: Allein sechs der neun Richter am Obersten Gerichtshof der USA, dem „Supreme Court“, bekennen sich zur katholischen Konfession, dazu 24 der 100 Senatsmitglieder und 134 der 435 Abgeordneten im Repräsentantenhaus, darunter die Sprecherin Nancy Pelosi. Noch heute gibt es in den USA ein Netz von privaten katholischen Hochschulen und Universitäten,

insgesamt mehr als 200, das weltweit einzigartig ist. Der prozentuale Anteil von US-Katholiken an der Gesamtbevölkerung ist auch seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts recht stabil geblieben. Manche Erhebungen stellen jedoch insbesondere in den letzten zwei Jahrzehnten leicht rückläufige Tendenzen fest, da der Anteil der gläubigen Bürger insgesamt abnimmt. Im Vergleich zur Situation in Europa gilt der amerikanische Katholizismus heute trotz allem als deutlich lebendiger und vielfältiger.

Antikatholische Vorurteile und Ressentiments gelten heute als Relikt der Vergangenheit. Der Grund hierfür ist zum einen in Kennedys Präsidentschaft zu finden. Sie verdeutlichte, dass der katholische Glaube und ein hohes politisches Amt keine Gegensätze darstellen und sorgte somit wesentlich dafür, dass die Skepsis gegenüber Katholiken bei der protestantischen Bevölkerungsmehrheit abflaute. Zum anderen durchlebte aber auch der Katholizismus selbst eine Entwicklungsphase, die ihn anschlussfähiger an die moderne Welt werden ließ, und die gleich noch näher beleuchtet wird. Biden mag sich noch an seine Jugend zurückerinnern, als ihn das Etikett „katholisch“ das eine oder andere Mal um ein Date mit einem Mädchen aus einer protestantischen Familie brachte, da die Eltern ihre Tochter nicht gerne an der Hand eines Katholiken sahen. Aber er konnte schon damals hartnäckig sein. Eines dieser protestantischen Mädchen sollte später seine Frau werden.

Im Wahlkampf konnte Biden seinen katholischen Glauben aber ganz selbstverständlich und offen zur Schau stellen – ohne wie Kennedy fürchten zu müssen, sich dadurch bei einer zentralen Wählergruppe ins Abseits zu manövrieren. Bidens Problem jedoch war ein anderes: Während sich die amerikanische Gesellschaft als Ganzes in den letzten Jahrzehnten zunehmend in zwei unversöhnliche politische Lager gespalten hatte, hatte sich auch zwischen konservativen und progressiven Katholiken ein scheinbar nicht zu überbrückender Graben aufgetan.

Als praktizierender und tief gläubiger, in seinen gesellschaftspo-